



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nicht wahr? Ja, die unzähligen Farben des Wassers müssen in ihren Augen in wechselvollem Schimmer kommen und gehen; der wogende Wellenschlag muß den bleichen Busen, muß alle ihre Formen durchrieseln, in dem Umschlingen ihrer Arme muß die verzehrende Weichheit des Schaumes liegen, und das Saugen des Meeresstrudels in ihrem Kuß.

Sie hatte sich ganz warm geredet und stand jetzt da, völlig hingerissen von ihrer eignen Schilderung, ihre jungen Zuhörer mit großen, fragenden Kinder-
augen anschauend.

Die aber sagten nichts. Niels war dunkelrot geworden, und Erik schien im höchsten Grade verlegen. Frithjof war ganz benommen und starrte sie mit der offenbarsten Bewunderung an, und doch war er derjenige von den dreien, der am wenigsten bemerkte, wie bezaubernd schön sie war, während sie so hinter ihren eignen Worten vor ihnen stand.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Französische Legenden. Ein Buch von siebzehn Druckbogen über die Frage, ob Metz durch Verrat oder weil es nicht mehr zu halten war, in die Hände der Deutschen gekommen sei, würde dieses Gegenstandes halber in Deutschland schwerlich viele Leser finden. Für uns hat diese Frage nie bestanden, und niemand hat jemals bezweifelt, daß sie in Frankreich nur aufgeworfen worden ist, weil die „öffentliche Meinung“ doch einen Schuldigen als Opfer verlangte, da die Hauptpersonen nicht zur Verantwortung gezogen werden konnten. Und diesen Unglücklichen bedauerten wir wohl, innigerem Anteil an seinem Geschicke stand die Erinnerung an Mexiko im Wege. Bazaines Verhalten gegen Maximilian zu rechtfertigen, hat auch sein neuer Verteidiger nicht einmal versucht. Aber die Person dieses Verteidigers, des Grafen d'Herisson, ist mehr geeignet, Interesse zu erregen. Aus seinem vielgelesenen Journal d'un Officier d'Ordonnance, juillet 1870 à février 1871, kennt man ihn als einen Mann, dem es um geschichtliche Wahrheit zu thun ist, und wie viele Männer dieser Art hat heutzutage das litterarische Frankreich aufzuweisen? Deshalb haben wir seine neue Schrift *La Légende de Metz* gelesen, uns an dem uneigennütigen Eifer des Verfassers erfreut, manche Thatsachen kennen gelernt, die wir, als der Prozeß Bazaines verhandelt wurde, übersehen oder doch längst wieder vergessen hatten, haben indessen auch Gelegenheit zu Beobachtungen gefunden, die in keiner unmittelbaren Berührung mit der Uebergabe von Metz und dem Prozeß von Trianon stehen. Gegen die Methode der Behandlung des Stoffes wäre manches einzuwenden. Genau genommen giebt d'Herisson auch diesmal wieder mehr ein Tagebuch als eine geschichtliche Darstellung, erzählt, wie er darauf geführt worden ist, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie er Umfrage gehalten, welche Auskünfte er bekommen hat, schaltet Aktenstücke ein, nicht dort, wohin sie dem

Zusammenhänge nach gehören würden, sondern je nachdem sie ihm zugegangen sind u. s. w.; doch glauben wir gern, daß für den Zweck, seine Landsleute zu überzeugen, diese Form zweckmäßiger war als eine streng gegliederte Beweisführung, bei der außerdem mancher für uns merkwürdige Zug verloren gegangen wäre.

Ist es nicht allein schon höchst merkwürdig, daß ein Mann wie d'Herisson eingestehen muß, daß er vor einem Jahre aus dem Munde eines deutschen Professors zum erstenmale vernommen hat, die angebliche Schuld Bazaines sei einfach Fälschung und Verleumdung, daß von demselben deutschen Professor ihm die ersten Beweisstücke und Zeugnisse in französischen, englischen und deutschen Zeitungen geliefert worden sind? Bis dahin hatte auch er geglaubt, „der in Trianon zum Tode verurteilte Marschall habe sein Vaterland verraten, seine Armee verkauft, und genieße nun, nachdem die Strafe umgewandelt und die Flucht geglückt war, für den gewiß hohen Kaufpreis sein Leben in Madrid.“ Nun schreibt d'Herisson nach allen Seiten Briefe, zuerst an den Kriegsminister von 1870, Le Boeuf, an Canrobert, an Mac Mahon. Die drei Marschälle antworten, als hätten sie sich verabredet. Le Boeuf bedauert, auch im Juli 1887 wie 1873 als Zeuge sich jedes Urteils über Bazaines Thätigkeit zu Weh enthalten zu müssen, und zwar infolge „einer Empfindung, welche Sie gewiß verstehen werden“; Canrobert schiebt sich „durch höchst persönliche Rücksichten“ zu derselben Ablehnung genötigt, und Mac Mahon kann gar kein Urteil in dieser Sache haben, da er nicht zu der von Bazaine befehligten Armee gehört hat! Schon diese drei Briefe bilden ein kostbares historisches Altstück. Andre Offiziere der verschiedensten Grade und Personen, welche an dem Prozeß irgendwie beteiligt gewesen waren, zeigten sich mehr bereit, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Und nun wird endlich auch den Franzosen von einem Franzosen gesagt, daß Bazaine seine Schuldigkeit besser gethan hat, als die meisten Führer im Sommer und Herbst 1870, daß der Hunger zur Uebergabe zwang; ferner, daß Bazaine der Vertrauensmann des gesetzgebenden Körpers und der Regierung der nationalen Verteidigung war, bis er erkennen ließ, er betrachte noch die Regentin als seine Gebieterin; daß Gambetta die Losung „Verrat“ ausgab, obgleich er wußte, daß die Soldaten schon von Pferdefleisch gelebt hatten. Es werden die Personen vorgeführt, welche als Ankläger Bazaines eine Rolle gespielt haben: ein gewisser Balcourt, welcher sich der Aushebung entzogen und den Krieg als Dolmetsch mitgemacht hatte, von Gambetta das Kreuz der Ehrenlegion erhielt und jetzt als Fälscher eine zehnjährige Gefängnisstrafe abbüßt; Oberst Andlau, neuestens durch den Ordensschacher wieder bekannt geworden und zu fünf Jahren verurteilt; Hauptmann Rossel, später General der Kommune und als solcher wegen Teilnahme an den Mordthaten erschossen; Boyenval, der sich als Unterpräfekt umgebracht hat; Gambetta, über dessen Todesart, wie Bazaines Bruder sich ausdrückt, noch immer ein Dunkel liegt. Präsident des Kriegsgerichts war der Herzog von Amale, der sich um diese Ehre beworben hatte. Das Gericht erklärte einstimmig den Angeklagten schuldig, seine Armee im offenen Felde verräterischerweise dem Feinde ausgeliefert zu haben, und sprach damit das Todesurteil aus, legte jedoch zugleich Fürbitte um Umwandlung der Strafe bei dem Präsidenten der Republik Marschall Mac Mahon ein, und dieser, der bei Sedan den Oberbefehl an Wimpffen abgetreten hatte, um nicht wirklich im offenen Felde seine Armee dem Feinde ausliefern zu müssen, Mac Mahon begnadigte seinen ehemaligen Waffenbruder zur Ausstoßung aus der Armee und zwanzigjähriger Einschlüßung — den Mann von zweiundsechzig Jahren! Was da erzählt wird von alten Feindschaften gegen Bazaine u. a. m. kann uns gleichgiltig sein, die

Grenzboten II. 1888.

angeführten nackten Thatfachen sprechen eine hinlänglich klare Sprache; und wenn man noch hinzufügt, daß die Richter Generale waren, von welchen keiner jemals mehr als einige Tausend Mann unter seinem Befehl gehabt hatte, so muß in Wahrheit der ganze Prozeß als eine Schmach erscheinen.

Auch werden wir belehrt, daß keineswegs, wie vermutet wurde, die Regierung die Flucht Bazaines aus dem Gefängnis des Mannes mit der eisernen Maske begünstigt habe: er hat sie im Gegenteil mit Lebensgefahr ausgeführt, als ihm zugemutet wurde, Sträflingstracht anzulegen; seine Frau, eine Mexikanerin, hat das Unternehmen mit Geschick geleitet, ist aber, als ihre Hoffnung, Bazaine noch eine große Rolle spielen zu sehen, sich als irrig erwies, mit ihrem Kinde in ihre Heimat zurückgekehrt. Der vereinsamte Greis soll in Madrid Mangel leiden! Man begreift es, daß jemand, der die Ueberzeugung von der völligen Unschuld des so schwer gestraften gewonnen hat, seine Bitterkeit auch gegen diejenigen kehrt, welche Anklage und Verurteilung mit Beifall aufnahmen. Die erstere warf dem Marshall u. a. vor, daß er zu wenig günstige Bedingungen erwirkt habe. Dazu bemerkt d'Herisson: „Und das unwissende Publikum, welches niemals erörtert, welches die Sätze, die Meinungen fertig übernimmt, eignet sich begierig solchen Unsinn an, ohne zu überlegen, daß man, um geschickt unterhandeln zu können, Sieger sein muß.“ Hierbei vergißt er freilich, daß Talleyrand als Vertreter des zweimal niedergeworfenen Frankreichs nur zu geschickt zu unterhandeln verstand! Natürlich setzen wir dies nur der allgemeinen Fassung des obigen Satzes entgegen, und erkennen vollkommen an, daß Bazaine erwirkte, was überhaupt möglich war. Dann von dem Gebrauche, den die Regierung 1871 von dem verleumderischen Buche d'Andlau's machte: „Sie ließ die Lüge in der öffentlichen Meinung Wurzel schlagen, wohl wissend, wie man zu dieser neuen Gottheit sprechen muß, welche von der Revolution geschaffen worden ist und zu ihren Zwecken ausgenutzt wird. So blind, unwissend, taub und stumpfsinnig diese Gottheit ist, auf die aus schwachen Köpfen zusammengesetzten Massen übt sie eine unwiderstehliche Gewalt aus. Das Publikum in seinem Irrtum bestärken, hieß die revolutionären Institutionen befestigen, welche den Sturz Frankreichs so furchtbar vollendet hatten.“ In ähnlichem Sinne äußert sich der Verfasser noch öfter.

Verschiedenes Material wird auch beigebracht zur Kennzeichnung der Verwirrung, welche gleich bei Beginn des Krieges herrschte, und des Mangels an Disziplin. Ueber die Kaiserin Eugenie urteilt d'Herisson jetzt herber als in dem frühern Buche. Damals war er geneigt, den Botschaftern Metternich und Mignet die eigentliche Schuld an der übereilten Abreise aufzubürden, jetzt bestätigt er die Angaben Darimons über die verhängnisvolle Einmischung der Frau, welche ihre Herrschsucht für Herrscherberuf hielt, Politik trieb als Frau und Spanierin und fanatische Katholikin, das Uebergewicht über den zu nachgiebigen Kaiser gewann und im entscheidenden Augenblicke nur „eine furchtsame Frau war. Weit entfernt, eine Tochter Maria Theresiens, eine Marie Antoinette zu sein, der Gefahr Stand zu halten, dachte sie, daß die Flucht (mit ihrem Zahnarzt) wohl weniger ruhmvoll als der Widerstand, dafür aber sicherer sei. Das war ein großes Unglück für Frankreich!“

Wenden wir aber nun das Blatt um, so entdecken wir zu unserm aufrichtigen Leidwesen, daß dieser Freund der Wahrheit, dieser Verfechter des beleidigten Rechtes, dieser Verächter der öffentlichen Meinung an andre Regenden ebenso fest glaubt, wie der große Haufe in seinem Vaterlande. Er besucht die ehemals französischen Provinzen, und wer möchte es ihm verargen, daß ihm der Anblick der Pöbelhauben

in Straßburg Schmerz bereitet und er nach Merkmalen der Anhänglichkeit an Frankreich späht. Allein welche Märchen bindet er da seinen Lesern auf. Deutschland hat das Elsaß zurückverlangt „unter dem Vorwande, daß alle Länder, in denen deutsch gesprochen wird, zu Deutschland gehören.“ Dieser Satz ist durch den Druck so ausgezeichnet wie ein wörtliches Zitat. Graf d'Herisson hat in Heidelberg studirt, kann Deutsch lesen, vielleicht kommt ihm *Le Messager de la Frontière*, wie er die Grenzboten aus dem Jahre 1870 einmal nennt, zufällig zu Gesicht, und deshalb lassen wir uns hier in einige Auseinandersetzungen ein, welche deutschen Lesern gegenüber unnötig sein würden. Erstens ist es Deutschland niemals eingefallen, jenen Satz aufzustellen, so wenig gegenüber Oesterreich, Rußland, der Schweiz wie Frankreich. Zweitens hat niemand anders als Frankreich die Lehre gepredigt, daß die Grenzen der Nationalitäten, Sprachen und Staaten zusammenfallen müssen; unter diesem Vorwande hat es sich in die österreichisch-piemontesischen Händel gemischt, um sich für seine Hilfleistung durch — italienisches Gebiet bezahlt zu machen. Allerdings wurden die Savoyarden und Nizzarden um ihren Willen befragt, und sie wurden ebenso „freiwillig“ Franzosen, wie man sein Dienstjahr als „Freiwilliger“ ablegt. Und diese Komödie wäre in Elsaß und Lothringen ebenfalls aufzuführen gewesen, wenn die französische Regierung ihre Rolle darin ebenso ehrlich hätte spielen wollen, wie seiner Zeit die sardinische. Die Deutschen bemühen sich, die deutsche Sprache wieder zur herrschenden zu machen, sie wollen die Rechnung in französischem Gelde nicht länger dulden, ja sie haben sogar die im französischen Munde verunstalteten Ortsnamen wiederhergestellt: Diedenhausen statt Thionville, Rappoltzweiler statt Ribeaupville u. s. w. Das sind natürlich lauter Gewaltthatigkeiten. Aber viel schlimmer ist noch, daß die französische Geschichte jetzt ohne Schminke gezeigt wird, wobei allerdings *le Roi Soleil*, Napoleon der Große und andre nicht ganz gut wegkommen. Der Verfasser versichert, daß überhaupt alles Erdenkliche geschehe, um Haß und Rachegefühle gegen das Nachbarvolk zu nähren — wo? in Frankreich? nein, in Deutschland. Zu dem Zwecke erhalte man z. B. das Schloß Heidelberg im Zustande der Ruine! Es ist schade, daß Graf d'Herisson während seiner Studienzeit in Heidelberg nicht einen Ausflug nach Worms und Speier gemacht zu haben scheint, denn daß die ärmliche Wiederherstellung der von seinen Landsleuten ausgebrannten dortigen Dome ebenfalls auf Absicht beruhe, daß die einst so blühenden Städte künstlich in ihrem jetzigen Zustande erhalten würden, um die Schandwirtschaft der Franzosen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, das würde er doch wohl kaum annehmen. Er hätte auch leicht in Erfahrung bringen können, daß ein Verein entstanden ist, um für das Schloß Heidelberg größere Mittel aufzubringen, da die vorhandenen nicht ausreichen, den fortschreitenden Verfall aufzuhalten, und daß sich Stimmen dafür erhoben haben, den Wiederaufbau des Schlosses als Nationalsache zu betreiben, wie einst die Vollendung des Domes zu Köln. Für alle Fälle möchten wir dem Verfasser empfehlen, sich mit der in Text und Abbildungen vortrefflichen französischen Publikation über Heidelberg (von Pfnor) bekannt zu machen. Sie kann ihn über die Umstände, unter denen die Pfalz verwüstet wurde, aufklären, ihm beweisen, daß es sich da nicht um ein trist événement, sondern um ein durch nichts zu beschönigendes wiederholtes Vubenstück handelt, und er wird dann bei seinem Gerechtigkeitsfinne nicht wieder die Einäscherung und Plünderung wehrloser deutscher Städte in eine Linie stellen mit der Beschießung befestigter französischer Plätze durch „die Truppen des Kaisers Wilhelm.“ Schon jetzt, meint er, falls es wahr sein sollte, daß die Asche der Kurfürsten von der Pfalz auf Befehl Ludwigs XIV. aus den Gräbern ge-

worfen wurde, so habe „das französische Volk“ mit der Verwüstung von St. Denis eine gerechte Bestrafung der Bourbonen vollzogen. Wir möchten nur den Böbel, der die Heldenthat zu St. Denis beging, nicht das französische Volk nennen, und glauben, daß die eine Schmach die andre nicht rechtfertigt.

Im Gespräche mit einem Universitätsfreunde, welcher jetzt „einer der ersten Mediziner in Würzburg“ ist und den Grafen d'Herisson zuerst auf Bazaines Unschuld aufmerksam machte, kommt das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland zur Erörterung, und der Franzose sagt: „Die Franzosen hätten Preußen leicht ihre Niederlagen verzeihen, ebenso die Milliarden vergessen, aber daß ihr Besitzstand verringert, daß ihnen zwei teure Töchter entrissen wurden, das hinterließ eine tiefe Wunde im Herzen des Vaterlandes, welche zu ihrer Ehre noch nicht verharscht ist.“ „Eure Töchter entrissen! — antwortete lachend der Professor —; sie waren ja nicht eure legitimen Kinder, sondern von euch adoptirte, die wir als die unsrigen betrachten. Ihr verlorst eine von euern Eroberungen, die am wenigsten französische von allen, ihr habt 1815 ganz andre verloren!“

Da hat sich, wie uns scheint, der Professor in Würzburg mehr höflich als bezeichnend ausgedrückt. Für jene Art von Aneignung fremder Kinder, welche im Leben glücklicherweise nicht so häufig vorkommt wie in Romanen und Opern, hat man sonst einen ganz andern Ausdruck als Adoption. Auch läßt sich nicht erkennen, daß diese Rechtfertigung der deutschen Eroberung irgend einen Eindruck auf den Franzosen gemacht habe. Er bleibt sogar, als wollte er ein recht schlagendes Beispiel zu seinem Satze: „Die Legende ist nützlich, sie regt den Patriotismus auf und hält den Haß lebendig“ liefern, dabei, daß die Deutschen, „zweizüngig, um sich unter den Feinden des Kaiserreiches Verbündete zu schaffen, erklärt hätten, nicht Frankreich, sondern die kaiserliche Dynastie zu bekämpfen“ u. s. w. So schreibt d'Herisson den Zeitungen nach, hält es nicht der Mühe wert, den Wortlaut der Proklamation nachzulesen, in welcher von der „friedlichen Bevölkerung“ gesprochen wurde, und nicht von dem mit der kaiserlichen Dynastie gemeinsame Sache machenden bewaffneten Frankreich!

Wir scheiden von dem Buche mit dem Gefühle tiefer Betrübnis. Wir sind an die Lagen einer Sorte von Blättern gewöhnt, über welche der Verfasser ja ebenso denkt wie wir, und welche bei uns — fast hätten wir gesagt: ebenso gut wie in Frankreich ihr Wesen treiben; wir wundern uns nicht mehr, wenn französische Politiker aller Parteien die Nachgeklüfte aufstacheln, der Unwissenheit der Massen schmeicheln, um deren Unterstützung zu gewinnen. Aber einen Mann, den seine Bildung und Stellung über jene Durchschnittsphäre erheben, der Gelegenheit gehabt hat, Krieg und Friedensverhandlungen in nächster Nähe zu beobachten, der oft beteuert und sich von andern bestätigen läßt, er habe keine andre Absicht, als „die Wahrheit von den Schleiern zu befreien, mit welchen politische und Privatinteressen sie stets zu verbunkeln pflegen,“ der in der That den Mut hat, populären Vorurteilen schroff entgegenzutreten, einen solchen Mann dieselben Melodien anstimmen zu hören, sobald Deutschland in Frage kommt, das ist das Äußerste. Was soll daraus werden? Es besteht nicht der mindeste Grund dafür, daß die beiden Völker nicht ruhig neben einander leben könnten, wenigstens so, wie von 1815 bis 1870, in welcher Zeit ja das Geschrei nach Vergeltung für Leipzig und Belle-Alliance und nach dem Rheinufer auch nie gänzlich verstummte, aber immer wieder von den Stimmen der Vernunft überlönt wurde, und Wissenschaft und Kunst die beiden Nationen zu verbrüdern schienen. Oesterreich hat längst den Verlust seiner italienischen Besitzungen verschmerzt und steht da, verbündet gerade

mit den Mächten, durch welche es die Verluste erlitten hatte. Nach siebzehn Jahren könnte auch in Frankreich wenigstens der Anfang einer Beruhigung eintreten, und die große arbeitsame Bevölkerung in Stadt und Land würde sich auch bereitwillig in die neuen Zustände finden. Aber eine schließlich verschwindende Minorität von Schreibern und Strebern will die Beruhigung nicht, die zahllosen Sklaven der „öffentlichen Meinung“ fürchten sich vor dieser und einer vor dem andern, und selbst die außerhalb dieser Kreise stehenden und Wohlgesinnten lassen sich von dem Strome mit fortreißen, von den Miasmen, die aus demselben aufsteigen, die Sinne umnebeln. Was soll daraus werden? Darf man sich da wundern, wenn in vielen Köpfen der gewagte Gedanke aufsteigt, um Ruhe zu haben, müsse Europa diesem Frankreich das Schicksal Polens bereiten?



Litteratur.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur von Ferdinand Gregorovius.
Zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888.

Den großen Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter auf den Spuren der deutschen Litteraturgeschichte zu treffen, wird vielen eine Ueberraschung sein, aber die Meisterschaft im historischen Essay großen Stils verleugnet er auch da nicht. Dieser zweite Band seiner kleinen Schriften enthält einen Aufsatz über die Brüder Humboldt, den wir als ein Juwel unsrer biographischen Litteratur bezeichnen dürfen. Gregorovius hat ihn als Einleitung zur Ausgabe des Briefwechsels der beiden Brüder geschrieben, deren Besorgung ihm von der Familie derselben übertragen war; damals erschien der Aufsatz ohne Namen und scheint, nach einer Bemerkung des Meisters, nicht beachtet worden zu sein. Nun wird er wohl zu der Geltung kommen, die er in jeder Weise verdient. Man weiß nicht, ob man mehr die Beherrschung des reichen Stoffes oder die Tiefe der psychologischen Charakteristik oder die Anmut der Form, welche beide Brüder gleichzeitig kontrastierend dem Leser vor Augen hält, bewundern soll. Aus einem andern merkwürdigen Kapitel dieses Bandes: „Fünf Tage vor Metz“ stammt folgende Aeußerung: „Ich habe mehr als hundert Schlachten in den Geschichten der Zeit beschrieben, und es deshalb verdient, daß ich einmal eine aus respektvoller Ferne mit Augen sehen mußte, und damit will ich mich auch für mein Leben lang begnügt haben.“ Gregorovius besuchte in den welthistorischen Oktobertagen des Jahres 1870 seinen im Lager vor Metz stehenden Bruder, einen höhern Offizier, und die Eindrücke, Beobachtungen, Gedanken und Gefühle jener gewaltigen Tage hat er in fesselnder, oft hinreißender Weise geschildert. Gregorovius trägt immer und überall sein großes historisches Denken und Fühlen mit sich. Auch seine Reisebeschreibung: „Segesta, Selinunt und der Mons Eryx“ ist erfüllt von solchen welthistorischen Lichtblicken in die fernste Vergangenheit der Zivilisation, welcher kunstvoll die Gegenwart mit ihren politischen und technischen Umwälzungen gegenübergestellt wird. Der Elegiker und Poet der Geschichtsschreibung bricht durch bei der wehmütigen Betrachtung der modernen, maulwurfartig forschenden Archäologie im Stile